

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 9.

Berlin, Freitag den 20. Januar

1843.

Algier.

Hamuda, der General-Gouverneur von Konstantine.

Zu den interessantesten Maurischen Familien, deren Einfluss durch die Französischen Eroberung Afrika's einen bedeutenden Stoß erlitten hat, gehört die der Uled-el-Fegun's. Vor der Eroberung durch die Franzosen gab es seit undenklichen Zeiten in Konstantine eine allgemein verehrte Würde, deren Inhaber oft mit dem Bey der Provinz gleiches Ansehen genoss, selbst in weltlichen Dingen; es war die des Scheich-el-Islam oder Glaubenshauptes. Diese Würde erbte fort in der reichen und mächtigen Familie der Uled-el-Fegun, die seit sechshundert Jahren in Konstantine ansässig war und jenem religiösen Leben eine Menge Freiheiten und Vorrechte verdankte. Ihr Ruf hatte schon lange die Grenzen der Provinz überschritten, und der Großherr selbst geruhte zuweilen, mit dem Geschlecht der Fegun's zu korrespondiren, welches in seinen Archiven mehrere Diplome verschiedener Sultane sorgfältig aufbewahrt, worin die Würde des Scheich-el-Islam in ihrer Familie bestätigt und jedem gläubigen Muselman geboten wird, in ihnen die Erwählten des Allerhöchsten zu achten und ihnen in Allem Beistand zu leisten.

Die Verwaltung des Gutes der Armen war eine Hauptfunction des Scheich-el-Islam, und die unzufriedenen und hochhaften Leute, wie es deren ja überall giebt, schrieben diesem Umstand die wunderbare Zunahme des Vermögens der Fegun's zu. Wie dem auch seyn mag, jedenfalls waren andere Vortheile von mindestens gleichem Werth mit jener hohen Würde verbunden. Ein besonders einträglicher Einnahmezweig bestand in den Depositen, welche täglich bei dem Scheich von den Janitscharenhäuptern oder anderen Türkischen Würdenträgern gemacht wurden, wenn sie zu einer fernern Expedition abgingen oder sich auf den Ruf des Beys nach Algier begaben, um daselbst über ihre Amtsführung Rechenschaft abzulegen. In beiden Fällen, deren Gefahr gleich groß war, ordnete der vorsichtige, aber resignirte und keiner Furcht zugängliche Türke seine Angelegenheiten und machte sich dann unter der Obhut Gottes auf den Weg, nachdem er Alles, was er sein nannte, der Obhut des Scheich-el-Islam anvertraut. Wenn er zurückkehrte, beeilte sich dieser, ihm das anvertraute Gut unverfehrt zurückzugeben; aber sehr oft kam der Dömanli nicht wieder, sey es, daß eine Kugel ihn auf dem Schlachtfelde getroffen, oder daß sein Haupt in Algier auf einen Wink des Herrn in den Löwenbrunnen gerollt war. Dann ward der Scheich, wo nicht de jure, doch de facto, sein Universal-Erbe. Der mörderische Feldzug von 1830 und die blutigen Executionen, die ihm folgten, waren in dieser Beziehung für den Glaubens-Chef sehr vortheilhaft.

Die Dynastie der El-Fegun's hatte aber nicht bloß religiöse und finanzielle, sondern zugleich auch kriegerische und feudale Bedeutung; sie besaß außer ungeheuren Gütern in den Bergen des Distrikts Bona einen ganzen Stamm, den der Uled-Djebara, der ihr Tribut zahlte und seine Scheichs von ihr bekam. So geboten einst jene kriegerischen Mönche, die uns der Marmor ihrer Grabmäler mit dem Degen an der Seite und dem Panzerhemd in Form einer Kutte darstellt, aus dem Dunkel ihrer Klöster ganzen Bevölkerungen von Leibeigenen, welche bewaffnet ihren Bannern folgten.

Dieser quaspriesterlichen und fürstlichen Familie gehört Sidi Hamuda-ben-el-Scheich an. Sein Vater, Mohammed, der letzte Scheich-el-Islam, war von Alter und Schwäche niedergedrückt, als wir Konstantine nahmen. Nachdem er überlegt, ob er nach dem Beispiel seiner Glaubensgenossen, der Großen wie der Kleinen, die Stadt verlassen sollte, entschied er sich dahin, in der alten Wohnung seiner Väter zu bleiben, und während seine älteren Söhne auf seinen Befehl dem General Valée und dem Herzog von Nemours entgegenzogen, um ihnen seine Unterwerfung anzubieten, erwartete er wie ein Römischer Senator mitten unter dem Waffenlärm, den Klagen der Verwundeten und dem Röcheln der Sterbenden die Ankunft der neuen Gallier.

Von dem Einfluss und dem Rang dieser Familie in Kenntniß gesetzt, suchten der Marschall und der Prinz denselben zu benutzen, und in der That übernahmen es die El-Fegun's auf ihre Bitte, den Französischen Truppen Lebensmittel und verschiedene Gegenstände des dringendsten Bedürfnisses zu liefern. Die Sache war nicht sehr leicht, weil, wie Hamuda meinte, „die Bewohner, von panischem Schrecken ergriffen, entflohen waren und ihre Häuser und selbst ihre Frauen im Stich gelassen.“ Indes die Verbindungen, die sie mit dem ganzen Lande hatte, machten es der Familie des Scheich möglich, ihre Verpflichtung zu erfüllen, und ihr Lohn war die Würde eines

Dakem oder Civil-Gouverneurs, die der Chef der Armee, nachdem der alte Mohammed sie ausgeschlagen, seinem zweiten Sohne Hamuda übertrug, der schon als Proviant-Verwalter unserer Truppen seine Stelle vertreten hatte. Der ältere Sohn des Scheich, Ahmed, ward von dieser Würde ausgeschlossen, nicht bloß wegen der halb feindlichen Launigkeit, die er gegen den Sieger gezeigt, sondern auch, weil er in üblem Ruf stand und durch sein notorisch schlechtes Betragen der Bevölkerung großes Aergerniß gab. Auch verließ er bald Konstantine und stellte sich an die Spitze jenes Stammes der Djebara, der seiner Familie unterthänig war und der nach Art der Clans in den Schottischen Hochlanden lebte, indem er die benachbarten Dörfer plünderte, Frauen und Vieh wegführte und die Reisenden ohne Unterschied der Religion beraubte.

Eine der ersten Maßregeln des Marschalls Valée, nachdem er General-Gouverneur geworden, war, eine Kriegs-Contribution von 208,000 Budjus (nahe an 400,000 Franken) den Bewohnern der Stadt aufzulegen, welche, nachdem sie sich von ihrem Schrecken erholt, täglich in großer Anzahl zurückkehrten und um den Aman (Yardon) baten. Als Dakem bekam Hamuda den Auftrag, diese außerordentliche Auflage zu erheben. Er hatte zu diesem Zweck unumschränkte Vollmacht und besteuerte willkürlich jeden Einwohner nach seinem Vermögen. Alles ging ganz gut, so lange es sich nur darum handelte, den Tribut zu erheben; trotz des Geschreis und der Klagen der Steuerbaren, deren Jeder, wie gewöhnlich, Himmel und Erde zu Zeugen anrief, daß der Krieg ihn ruiniert, und daß er so arm sey wie eine Kirchenmaus, ging doch die Erhebung vortreflich von Statten, und der Kommandant der Provinz konnte mit dem fiskalischen Geschick des energischen Einnahmers Hamuda ganz zufrieden seyn. Verwickelter aber wurden die Dinge, als die Einnahme beendigt war und die Ablieferung an die Reiche kam. Hier sah sich der Urheber der Maßregel in einer ganz besonderen Verlegenheit. Die Arabische Nation ist nämlich ein Volk von durch und durch aristokratischen Sitten. Dies tritt besonders in der großmüthigen Rücksicht hervor, welche die Großen des Landes, den Souverain mitgerechnet, in ihren finanziellen Verbindungen mit den zur Erhebung der Auflagen eingesetzten Agenten zeigten; sie schlossen die Augen bei den Plünderungen dieser habfüchtigen Geldmacher und gingen dagegen mit ihnen um, wie unsere großen Herren in früherer Zeit mit den coquins d'intendants. Von Rechenschaft und Kontrolle war nicht die Rede; indem man das Volkspuhn ruspfe, behielt jeder Gehülfe in der Küche des Fiskus etwas in den Händen; der Herr des Hauses wußte es und kümmerte sich nicht darum.

In diesen lobenswürdigen Grundsätzen erzogen, hütete sich der Dakem Hamuda, davon abzuweichen, weil er hier mit Rumis (Christen) zu thun hatte. Er lieferte also, nicht ohne sich sehr bitten zu lassen, 115,000 Budjus, d. h. ungefähr die Hälfte der Contribution, ab; die fehlende Summe hatte er, nach dem hergebrachten Arabischen Finanz-System, auf eine Menge kleiner Ausgaben und Unkosten verwandt, über die er eine lange Liste, eine wahre Apotheker-Rechnung, vorzeigte.

Dieses summarische Verfahren in Geldsachen konnte natürlich unferen Finanzmännern, welches sehr methodische und minutiöse Leute sind, die, wenn es nöthig ist, sechs Wochen darüber zubringen können, einen Fehler von einer halben Centime aufzusuchen, durchaus nicht zulassen. Hamuda's naives Streben, die Einfachheit der Arabischen Formen wieder aufleben zu lassen, ward daher sehr schlecht aufgenommen. Man verwarf ohne Erbarmen all seine vorgeblichen Ausgaben, und es ward ihm zur Pflicht gemacht, die Summen, deren unrechtmäßiger Besizer er dem Staat gegenüber blieb, zu erstatten. Er erhob anfangs ein Jetergeschrei und erklärte nach alter Gewohnheit, er sey außer Stande, zu zahlen, und es gebe keinen ärmeren Menschen auf der Welt, als ihn; doch als man ihm drohte, ihm das Amt des Dakem zu nehmen, nahm er eine andere Sprache an und versprach, zu zahlen, was er auch bald darauf mit einer fast wunderbaren Leichtigkeit that. Man beschuldigte ihn daher auch, daß er seine Stellung mißbrauche, um seine unglücklichen Untergebenen fortwährend zu pressen. Die Araber sind Sklaven der Gewohnheit, und sie willigen daher ein, sich von Zeit zu Zeit durch die schützende Behörde ausplündern zu lassen; aber es muß dies mit einer gewissen Mäßigung geschehen. Dies verstand der junge Hamuda nicht, wenn man den zahlreichen Klagen, die seine Verwaltung erregte, glauben darf. Die Klagen wiederholten sich so oft gegen ihn, daß sie die Aufmerksamkeit des Kommandanten, der schon aus mehr als einem Grunde mit dem Benehmen des Dakem unzufrieden war, auf sich zogen. Er trug also bei dem Statthalter auf die Absetzung Hamuda's an, dem er vorher in seinem Hause Arrest auferlegte; aber

der Marschall Valée, der für den Sohn des Scheich-el-Isam günstig eingenommen war, bestand darauf, den Hakim in seiner Würde zu belassen; diese Disharmonie zwischen dem Chef der Kolonie und seinem Lieutenant war ein Hauptgrund der Zurückberufung des General-Lieutenant Negrier, dessen Stelle der Baron Galbois einnahm.

So einer sicheren Ungnade entchlüpft, brühte Hamuda seine Freude durch ein glänzendes Gastmahl aus, das er dem neuen Kommandanten, seinem Stab und den vornehmsten Beamten, sowohl den muselmännischen als den Europäischen, gab. Man bewahrt in Konstantine das Andenken an dieses monströse Gastmahl, das einer Parallele mit denen des Lord-Mayor der Londoner City würdig ist. Dreihundert Schüsseln wurden aufgetragen, und der Maurische Wirth machte, wie man sagt, die Honneurs seiner Tafel mit einer vollendeten Grazie und Courtoisie; aber es fehlte ihm, wie man hinzusetzt, ein guter Theil seiner Gäste, denn eine große Anzahl Eingeladener, die für den Charakter des Hakim wenig Achtung hegten, lehnte unter verschiedenen Vorwänden die Ehre, um sein Rabelais'sches Banquet Platz zu nehmen, ab.

Das gute Vernehmen, das sich von diesem Augenblick ab zwischen dem General Galbois und dem hohen muselmännischen Würdenträger einstellte, wäre indes durch eine neue Reclamation gegen diesen Letzteren beinahe gestört worden. Eines Tages, als das Verwaltungs-Conseil in voller Sitzung versammelt war, erklärte der Aga der Araber, daß der Hakim von verschiedenen Einwohnern kostbare Kleinodien oder Effekten als Depositum erhalten, die er täglich verkaufen lasse, ohne von ihrem Preis den gesetzmäßigen Eigenthümern Rechenschaft zu geben. Von dem Präsidenten des Conseils darüber befragt, antwortete der Hakim, die Sache verhalte sich allerdings so: „In dem Augenblick, wo ich vom General Negrier mit Arrest belegt ward“, sagte er, „war ich zur Bestreitung meiner Ausgaben genöthigt, die Sachen, die sich in meinem Besitz befanden, zu verkaufen.“ — „Habt Ihr noch etwas davon in Euren Händen?“ fragte der Präsident. Der Hakim bejahte es. „In diesem Falle wird man zu einer Haussuchung bei Euch schreiten.“ Eine Kommission von vier Mitgliedern des Conseils ward in der That beauftragt, sich sofort in das Haus Hamuda's zu begeben, welcher sich zum Führer bei dieser Untersuchung anbot. Als man indes sein Haus betrat, erklärte er, es sey vergebens, weiter zu gehen, da die Juwelen nicht bei ihm seyen, sondern bei verschiedenen Personen, deren Namen zu nennen er sich weigerte. Trotz dieser Erklärung ging die Kommission weiter und war nicht wenig erstaunt, die Wohnung des Hakim von allem Möbel entblößt zu sehen; selbst die Betten waren verschwunden, und man sah im ganzen Hause nur einige leere Koffer oder Frauenkleider von geringem Werth. Es war klar, daß Hamuda, der einen Besuch dieser Art fürchtete, sich durch dieses einfache Mittel vor jeder Beschlagnahme gesichert hatte.

Nach mancherlei Nachsuchungen jedoch entdeckte man in einem Zimmer mehrere prachtvolle Frauengewänder, und in einem anderen fand man eine Art alte Truhe, welche außer einer Goldbarre Armringe, Ohrgehänge, ein Halsband von Perlen und mehrere Ringe enthielt, deren einer einen prächtigen Diamanten trug. Jeder dieser Gegenstände wurde in das kleine Behältniß, das ihnen zum Schmuckstücke diente, nach genauer Besichtigung sorgfältig wieder zurückgelegt, und man schickte sich an, ein Verzeichniß davon anzufertigen, als man bemerkte, daß der Brillantring verschwunden war. Die Mitglieder der Kommission sahen einander erstaunt und besorgt an; die Sache gränzte ans Wunderbare: denn nicht zufrieden damit, die Kostbarkeiten vor Aller Augen in das Kästchen zurückzulegen, hatte der Zahlmeister, Herr Falcon, außerdem Sorge getragen, das Kästchen in ein Tuch zu hüllen, ehe er es in den Koffer zurückstellte, dem sich Niemand außer ihm genähert hatte, nicht einmal Hamuda; der die ganze Operation mit stolzer Gleichgültigkeit verfolgte. — „Aber der Ring muß sich wiederfinden“, sagte ein Mitglied der Kommission, forschende Blicke auf den Hakim heftend, der davon durchaus nicht gerührt schien. „Wir werden nicht von hinnen gehen, ehe er in unseren Händen zurückgekehrt ist.“

Bei diesen Worten zog Hamuda, ohne in Verwirrung zu gerathen, den verlorenen Ring unter seinem Burnus hervor und reichte ihn mit großer Ruhe dem Herrn Falcon. Dann suchte er diese Entwendung zu rechtfertigen, indem er sagte, die in Beschlag genommenen Gewänder und Kostbarkeiten, den Ring einbegriffen, gehörten seinen Frauen: er habe, als er sah, daß man die Hände nach diesen Dingen ausstreckte, sich in der ersten Bestürzung hinreißen lassen, den Brillant bei Seite zu bringen, um wenigstens dieses Breit aus dem Schiffbruch zu retten, aber er habe keinesweges die Absicht gehabt, sich ihn anzueignen, das sehe man daraus, daß er sich bereit habe, den Ring wiederherzugeben, sobald die Kommission ihn verlangte. Obwohl etwas zweideutig, wurden doch diese Erklärungen für genügend befunden; wie aber der Hakim den wunderbaren Zug von Fingersfertigkeit erklärte, den wir eben berichtet, haben wir nicht in Erfahrung bringen können. Wie dem auch seyn mag, man gab ihm die Juwelen und Gewänder seiner Frauen zurück, und die Sache hatte keine weitere Folgen.

Uebrigens ist es merkwürdig, daß dieser so habfüchtige Mann mit Wohlthatigkeit war oder wenigstens auf das Protektorat, das ihm der Rang und Titel seiner Familie über die Dürftigen verlieh, sich etwas zu Gute that. „Wir sind“, sagte er stolz, „eine Familie von Marabuts, ein heiliges Haus. Wir halten uns auf den großen Straßen, um die vorübergehenden Armen zu erwarten, und wenn wir welche treffen, führen wir sie schnell in das Darech'scheich (Haus des Scheich), wo wir ihnen zu essen geben.“

(Schluß folgt.)

Aber der Saal war leer. In demselben war nur noch der unermüdete Herr Theodor, der mit beispielloser Geduld auf eigens dazu bereiteten Karten die Titel aller Werke facsimilirte, die am vergangenen Tage seiner täglichen Nachforschung entgangen waren. O glücklichster aller glücklichen Menschen, der in seinen Cartons das getreue Abbild aller bekannten Büchertitel besitzt! Mögen auch alle Erzeugnisse der Buchdruckerkunst in der nächsten Revolution untergehen, welche uns der Fortschritt der Menschheit verheißt; es schadet nichts, denn er hinterläßt uns den vollständigen Katalog der Universal-Bibliothek.

„Gott verzeihe mir's! wackerer Theodor“, sagte der ehrenwerthe Herr Silvestre, „Sie haben sich um einen Tag geirrt. Gestern war der letzte Termin: die Bücher, welche Sie sehen, sind verkauft und warten nur auf die Abholung.“

Theodor fuhr zusammen und erblaute. Der Schlag, der ihn traf, wiederholte in seinem Herzen. „So ist's recht“, sagte er mit zerknirschter Miene. „An dieser schrecklichen Nachricht erkenne ich mein gewöhnliches Unglück. Aber wem gehören diese Perlen, diese Diamanten, auf welche die Bibliothek eines de Thou und eines Grotius stolz seyn würde?“

„Wem sollten sie wohl gehören?“ erwiderte Herr Silvestre. „Diese ausgezeichneten Original-Ausgaben der alten Klassiker, diese alten von den berühmtesten Gelehrten autographirten Exemplare, diese philosophischen Raritäten gehören natürlich Sir Richard Heber. Es ist dies der Antheil des Englischen Löwen, dem wir gern die Griechischen und Lateinischen Schätze überlassen, die wir nicht verstehen. Diese schönen naturhistorischen Sammlungen, diese Meisterwerke der Iconographie gehören dem Fürsten von ...“

Theodor hörte nicht mehr. Er hatte einen Band von ziemlich gutem Aussehen in die Hand genommen und an denselben seinen Ozevirometer gelegt, d. h. einen bis ins Unendliche getheilten Zollstab, mit welchem er den Preis und leider auch den inneren Werth des Buches abzumessen pflegte. Er legte ihn zehnmal an das verdammte Buch und berichtete zehnmal die betrübte Rechnung, murmelte dann einige Worte, die ich nicht verstand, wechselte die Farbe und sank ohnmächtig in meine Arme. Ich hatte Mühe, ihn in einen Sack zu schleppen.

Vergeßlich waren meine Bitten, mir das Geheimniß seines Schmerzes zu offenbaren. Er sprach nicht. Das ist der Typhus, dachte ich, oder der Parorysmus des Typhus.

Ich drückte ihn in meine Arme; ich bestürmte ihn mit Fragen; endlich schien er seinem gepressten Herzen Luft machen zu wollen: „Sieh in mir“, sagte er, „den unglücklichsten Menschen! Dieses Buch ist der Virgil von 1676 in großem Format, von dem ich das Ries-Exemplar zu besitzen glaubte, und dieses hier ist eine drittel Linie höher als das meinige. Feindlich Gesinnte oder Befangene könnten sogar eine halbe Linie herausrechnen. Großer Gott, eine drittel Linie!“

Ich war wie niedergeschmettert; ich sah ein, daß er dem Wahnsinn verfiel. „Eine drittel Linie!“ wiederholte er, indem er wie Ajax oder Kapaneus seine Hand drohend zum Himmel aufhob. Ich zitterte an allen Gliedern. Er verfiel allmählig in die tiefste Niedergeschlagenheit. Nur von Zeit zu Zeit murmelte er: „Eine drittel Linie!“

„Beruhigen Sie sich, mein Freund“, flüsterete ich ihm zu, so oft die Krisis sich erneuerte. „Eine drittel Linie ist auch in den wichtigsten Sachen von geringer Bedeutung.“ — „Eine drittel Linie von geringer Bedeutung beim Virgil von 1676! Eine drittel Linie hat den Preis des Homer's von Nerli um 100 Louisd'ors erhöht. Würden Sie bei dem Dolche, der Ihnen das Herz durchbohrt, eine drittel Linie nicht in Anschlag bringen?“

Er sank jetzt immer mehr in sich zusammen; seine Arme steiften sich, seine Beine wurden von einem Krampfe ergriffen; der Typhus drang augenscheinlich bis zu den Extremitäten vor. Ich hätte den kurzen Weg, der uns noch von seiner Wohnung trennte, auch nicht um eine drittel Linie verlängern mögen.

Endlich langten wir an. „Eine drittel Linie!“ rief er dem Portier zu. „Eine drittel Linie!“ sagte er zur Köchin, welche ihm aufmachte. „Eine drittel Linie!“ sagte er zu seiner Frau, indem er seine Thränen auf sie herabströmen ließ.

„Mein Papagai ist weggestiegen!“ sagte seine kleine Tochter, welche ebenfalls weinte. — „Warum ließ man den Käfig offen?“ antwortete Theodor. „Eine drittel Linie!“ — „Ihr Landhaus ist abgebrannt“, sagte ihm sein Bediente, als er ihn zu Bett legte. — „Es muß wieder aufgebaut werden; eine drittel Linie!“ — „Glauben Sie, daß die Sache gefährlich werden wird?“ fragte die Amme. — „Meine Güte, Sie haben also nicht das Journal der medizinischen Wissenschaften gelesen? Warum holen Sie nicht gleich einen Priester!“

Glücklicherweise trat der Pfarrer eben ein; er kam zum Besuche, um nach seiner Gewohnheit über literarische und bibliographische Neuigkeiten zu plaudern; aber er ließ diesen Gedanken fahren, als er Theodor's Puls gefühlt hatte.

„Ach, mein Kind!“ sagte er, „das Leben ist nur ein Stationsplatz, und selbst die Erde ruht nicht auf einer ewigen Grundlage. Sie muß zu Ende gehen wie Alles, was einen Anfang hat.“ — „Haben Sie“, erwiderte Theodor, „in Bezug auf diesen Gegenstand die Abhandlung über ihren Ursprung und ihr Alter gelesen?“

„Ich weiß darüber nur, was ich aus der Genesis erfahren habe“, erwiderte der ehrbare Pfarrer, „aber ich habe mir sagen lassen, daß ein Sophist des vorigen Jahrhunderts Namens Mirabeau ein Buch über diesen Gegenstand geschrieben hat.“ — „Sub judice lis est“, unterbrach ihn Theodor. „Ich habe in meinen Stromatis bewiesen, daß die ersten beiden Theile der „Welt“ von dem erbärmlichen Pedanten Mirabeau herrühren, der dritte aber vom Abbé Mascrier.“

„Glauben Sie an die Dreieinigkeit?“ fragte der Pfarrer weiter. — „Wie sollte ich nicht an Servet's berühmte Schrift De Trinitate glauben?“ sagte Theodor, sich halb auf seinem Lager aufrichtend. „Habe ich doch selbst, ipssimis oculis, des Herrn von Maccarthy ein Exemplar, welches dieser mit 700 Livres bezahlt hatte, für den Spottpreis von 213 Francs verkaufen sehen.“

„Sie verstehen mich nicht“, sagte der aus der Fassung gebrachte Apostel. „Ich frage Sie, mein Sohn, was Sie von der Göttlichkeit Christi halten?“ — „Sehr wohl“, sagte Theodor, „wir müssen uns nur verständigen. Ich behaupte gegen Jedermann, daß der Toldos-jesch, aus welchem der Ignorant Voltaire so viele Ammenmärchen geschöpft hat, eine elende rabbinische Subeilei ist, welche nicht werth ist, in der Bibliothek irgend eines Gelehrten einen Platz einzunehmen.“ — „Das lasse ich mir gefallen!“ sagte der würdige Pfarrer. — „Vielleicht“, fuhr Theodor fort, „wird aber das Exemplar in charta maxima, von dem, wenn ich mich recht entsinne, bei David Clément die Rede ist, noch aufgefunden.“

Der Pfarrer seufzte diesmal sehr vernehmlich, stand von seinem Sitze auf und neigte sich über Theodor, um ihm gerade heraus zu erklären, daß er vom Typus der Bibliomanen befallen sey, und daß er nur noch an sein ewiges Heil zu denken habe.

Theodor war nie ungläubig gewesen, aber er hatte dem Studium des Buchstabens zu eifrig obgelegen, um bis zum Geiste vorzudringen. Er drehte sich der Wand zu. Da er lange Zeit keinen Laut vernehmen ließ, so würden wir ihn für todt gehalten haben, wenn ich mich ihm nicht genähert und ihn hätte folgende Worte murmeln hören: „Eine dritte Linie! Gerechter und gütiger Gott, kannst du mir eine dritte Linie schenken, und gehst deine Allmacht so weit, daß sie die unverzeihliche Ungeschicklichkeit des Buchbinders wieder gutmachen kann?“

Ein ihm befreundeter Bibliophile kam hinzu. Man sagte ihm, daß Theodor im Sterben liege und seit einer Viertelstunde den Gebrauch der Sprache verloren habe.

„Ich will mich bald davon überzeugen“, sagte dieser. „An welchem Fehler der Pagination erkennt man den Hebräischen Caesar von 1633?“ fragte er Theodor. — „133 statt 149.“ — „Sehr richtig. Und den Terenz von demselben Jahre? — „108 statt 104.“ — „Ausgezeichnet!“ sagte der Freund Theodor's; „wenn ich diesen Leuten glauben wollte, wärest Du nur noch einen Fingerbreit vom Tode entfernt.“ — „Eine dritte Linie!“ seufzte Theodor, dessen Stimme immer schwächer wurde. — „Ich kenne Deine Geschichte, aber mir ist etwas viel Schlimmeres begegnet. Denke Dir, daß ich vor acht Tagen einen Vocaz von 1527 verfehlt habe, der dem Deinigen nichts nachgiebt, der in Venetianisches Velin gebunden ist, gespitzte A's hat, und in dem kein einziges Blatt fehlt.“

Alle Seelenfähigkeiten Theodor's konzentrierten sich in der einzigen Frage: „Weißt Du auch gewiß, daß die A's gespitzt waren?“ — „Wie die eiserne Spitze, mit welcher die Hellebarde des Lanzen-Mannes ausgerüstet ist.“ — „So war's zuversichtlich die vintissettine.“ — „Ohne allen Zweifel. Ich war an dem Tage auf einem angenehmen Mittagessen unter hübschen Frauen, frischen Ausern, geistreichen Leuten und Champagnerflaschen. Ich kam drei Minuten, nachdem der Zuschlag erfolgt war.“ — „Mein Herr“, rief Theodor während, „man speist nicht zu Mittag, wenn eine vintissettine verkauft wird.“

Diese Anstrengung erschöpfte Theodor's letzte Lebenskräfte. Seine Lippen stammelten noch: „Eine dritte Linie!“ — das waren seine letzten Worte.

Als wir seine Leiche zu Grabe geleiteten, fand sich ein zahlreiches Gefolge von betrübten Buchbindern ein. Auf sein Grab ließen wir einen Stein mit folgender Inschrift legen, die er selbst der Grabschrift Frankreichs nachgebildet hatte:

„Hier liegt unter einem hölzernen Einbände ein Folio-Exemplar der besten Ausgabe des Menschen. Es ist in der Sprache des goldenen Zeitalters geschrieben, welche die Welt nicht mehr versteht. Jetzt ist es eine verdorbene, befechtete, durchnähte Schartefe, der das Titelblatt fehlt, die von Würmern zerfressen und durch Säulnis beschädigt ist. Man wagt nicht, für dieselbe die unnütze Ehre einer neuen Auflage zu hoffen.“ Charles Nodier.

Spanien.

Ein Spanisches Ablass-Kapitel aus dem 16ten Jahrhundert.

Don Diego Hurtado de Mendoza, Gesandter und Minister Karl's V., sein Freund und sein Günstling, hatte in seinen Mußstunden eine Erzählung geschrieben, unter dem Titel Lazarillo de Tormes. Fast alle Spanische Erzählungen sind Monographien irgend eines armen Teufels, der von den untersten Stufen der Klasse bis in die höchste gelangt und so das Leben in seinen verschiedenen Phasen durchmacht. An dummen und geistreichen Streichen fehlt es nicht darin. Der Held des Stückes ist gewöhnlich ein Bedienter, der von einer Stelle zur anderen wandert und eben so pfliffig als scharfer Beobachter ist. Die ersten Keime der Französischen Literatur entsprossen fast alle dem Spanischen Boden. Die Spanische Literatur selbst war ein Italiänisches

Pfropfreis. Es ist nicht schwer nachzuweisen, daß es, streng genommen, gar keine reinnationale Literatur in Europa giebt. Die Literaturen aller Völker, aller Sprachen erlebten und ergänzten sich gegenseitig. So ist der erste Roman Frankreichs, Gil Blas, fast eine fortlaufende Kopie verschiedener Spanischer Romane, die freilich Lesage auf seine Weise arrangirte. Die Spanier selbst hatten ihre Literatur nach der Italiänischen gebildet, und die Italiäner bauten direkt auf der alten Literatur der Römer und Griechen, wenn auch in gemischter Form. Die Franzosen ahmten den Spaniern wieder, freilich auf eigene Weise, nach; die Engländer mischten alle zusammen und machten sich ein eigenes Gebräu, und endlich lernten die Franzosen wieder von den Engländern, wenigstens die Philosophie, und am Ende kamen die Deutschen und ahmten theils den Engländern, theils den Franzosen nach. Goethe's Welt-Literatur besteht eigentlich schon mit der Literatur selbst. Unterdes ist es merkwürdig, wie man in Spanien Romane schrieb, während Luther in Deutschland Gedanken und Sprache zugleich für die Ewigkeit in die Köpfe seiner Nation einkeilte.

Lazarillo geht in den Dienst eines Ablass-Krämers. — Das Kapitel, das von der Inquisition unterdrückt wurde, lautet folgendermaßen:

„Der fünfte Herr, den das Schicksal mir zuwies, war ein Ablass-Krämer, der frechste, ausgelassenste, unverschämteste Verkäufer dieser Waare, den ich je gesehen habe, zu sehen hoffe und den Niemand mehr nach mir sehen wird; denn er hatte in seinem Handwerk gar viele Rubriken von Spitzbübereien aller Art.“

Sobald er in ein Land kam, wo die Ablasszettel verkauft werden sollten, bot er immer den Pfarrern und den Priestern allerlei Geschenke an: Lattich aus Murcia, einige Pomeranzen, eine Pfirsich, eine Melone, je nach dem Geschmack des Nehmenden, damit sie das Volk anreizen sollten, seine Zettel zu kaufen. Er erkundigte sich auch nach ihren Kenntnissen. Sobald er sah, daß sie Latein verstanden, hütete er sich wohl, eine Sylbe Lateinisch auszusprechen, und er sprach alsdann ganz hübsch Spanisch, so sicher wie ein Hidalgo. Sobald er aber sah, daß er mit Priestern zu thun hatte, die ihre Stelle eher ihren Thalern und sonstigen Kniffen, als ihren Talenten und Wissenschaften verdankten, spielte er den heiligen Thomas unter ihnen und sprach manchmal zwei Stunden Latein oder schien wenigstens es zu sprechen; denn er verstand keine Sylbe davon. Wenn er auf geradem Wege seine Zettel nicht loswerden konnte, scheute er kein Mittel, um sie an den Mann zu bringen. Ich könnte darüber tausend Geschichten erzählen, will aber nur eine hervorheben.

In einem Orte des Kirchsprengels von Toledo hatte er zwei bis drei Tage gepredigt, ohne daß er auch nur einen Zettel verkauft hatte. Es schien auch nicht, als hätte das Volk die mindeste Lust zum Kaufen. Er wüthete, fluchte und verfluchte alle Einwohner des Kirchspiels. Endlich hatte er einen Entschluß gefaßt. Er wollte den anderen Morgen das Volk noch einmal versammeln, um Abschied von ihm zu nehmen. Denselben Abend spielte er mit einem Alguazil und gerieth mit ihm in Streit. Er schalt den Alguazil einen Dieb, dieser ihn einen Ablassfälscher, einen falschen Priester, einen Spitzbuben. Mein Herr zog einen Dolch, der Alguazil seinen Degen, und erst auf unser fürchterliches Schreien und Heulen ließen die Nachbarn herbei, um sie auseinanderzubringen. Es dauerte dieses sehr lange. Eine ganze Masse Volk lief erst herbei und vergrößerte den Lärm noch. Endlich riß man sie aus einander, worauf mein Herr den Alguazil noch einmal laut einen Dieb schalt und Jener ihm erwiderte, alle seine Ablasszettel seyen falsch und kämen nicht vom Papste, nüpsten auch gar nichts. Nach und nach gelang es jedoch den Umherstehenden, nicht ohne viele Mühe, den Zorn Beider zu befänstigen, und mein Herr willigte endlich ein, zu Bette zu gehen.

Den anderen Morgen begab sich mein Herr in die Kirche und kündigte eine Messe und eine Predigt an. Das Volk versammelte sich und murrte, die Ablasszettel seyen falsch, die Polizei selbst hätte es ja gesagt, der Alguazil hätte ja den Verkäufer darüber geprügelt u. s. w., so daß außer der Unlust, zu kaufen, das Volk jetzt noch einen wahren Haß gegen die Zettel hatte und sie zu verbrennen drohte. Mein Herr jedoch läßt sich nicht stören, besteigt die Kanzel, betet leise und fängt seine Predigt an. Kaum hatte er begonnen, so erschien der Alguazil in der Kirche, verrichtet sein Gebet und spricht Folgendes zu dem Volk: „Ihr guten Leute, hört mich einen Augenblick an, dann hört, wen Ihr wollt. Ich bin hierher mit diesem Ablass-Krämer gekommen, welcher mich betrogen hat und mich noch verleitet, seine Betrügereien zu begünstigen, unter der Bedingung, den Gewinn zu theilen. Jetzt aber, wo ich meine Schuld erkenne und mein Gewissen mich peinigt, erkläre ich Euch rundheraus, daß die Ablasszettel falsch sind, daß man diesem Manne nichts glauben kann, und daß ich von nun an keinen Theil mehr an dem Verbrechen haben will. Zum Beweise lege ich hier meinen Stock — ein weißer Stock war das amtliche Zeichen eines Alguazils — nieder, zertrete ihn, und wenn se dieser Falschmünzer gestraft wird, so seyd Ihr mir Zeuge, daß ich nichts mehr mit ihm zu thun habe, und daß ich ihn im Gegentheil selbst angezeigt habe.“ Der Alguazil hatte kaum vollendet, so erhoben sich einige Leute, um ihn aus der Kirche zu jagen, wegen des Skandals, aber mein Herr kam ihnen zuvor und drohte Jedem mit Excommunication und Bannstrahl, der ihn nur anrühre. Er selbst hatte geschwiegen, so lange der Alguazil sprach. Als dieser vollendet hatte, fragte ihn mein Herr, ob er noch etwas zu sagen hätte? „Ich hätte noch Vieles über Eure Spitzbübereien zu sagen“, versetzte dieser, „aber für jetzt sey dies genug.“ Alsdann kniete mein Herr auf der Kanzel nieder, hob die Augen gen Himmel, faltete fromm die Hände. „Herr“, rief er laut und heilig, „Du, für den es nichts Verborgenes giebt, der Du Alles weißt und siehest, für den nichts unmöglich ist, der Du

die Wahrheit kennt und die Lüge bestraft, Du allein weißt, wie Unrecht mir dieser Mann thut. Ich für meine Person verzeihe ihm, damit, mein Herr, Du mir ebenfalls verzeihen mögest. Beachte den nicht, der nicht weiß, weder was er thut, noch was er spricht. Aber ich flehe Dich an, im Namen der Gerechtigkeit und der Verherrlichung Deines Namens, vergiß nicht den Schimpf, den man Dir anthat, damit nicht die, die hierher kamen, um Ablass ihrer Sünden zu holen, sündenvoll nach Hause kehren, indem sie jenem Verleumder glauben mögen. Und weil dies ein allzu großer Nachtheil für die Herrlichkeit der Christenheit und den Nächsten wäre, so flehe ich Dich an, o Herr, daß Du ein Wunder vollbringen mögest, um der Wahrheit willen. Wenn dieser Mann wahr geredet, wenn ich ein Lügner und ein Spitzbube bin, so stürze diese Kanzel mit mir ein und begrabe mich unter ihrem Schutte. Habe ich jedoch die Wahrheit gesagt, und ist dieser Mensch von einem bösen Geist getrieben, um das Volk zu verhindern, des himmlischen Glückes theilhaftig zu werden, so bestrafe ihn auf der Stelle, damit die Welt Dich verherrliche und anbete!"

Kaum hatte mein Herr seine Rede vollendet, so stürzte der Aguazil von seinem Stuhle herab und fiel mit einem solchen Schlag auf das Pflaster, daß es in der ganzen Kirche zehn Mal wiederhallte. Erst fing er an zu heulen, dann verzerrte er den Mund, schäumte und drehte sich, wie ein Wüthender, schlug mit Händen und Füßen um sich und rollte sich blitzschnell von einem Orte zum anderen. Der Lärm, das Geschrei aller Anwesenden war so arg, daß man sein eigenes Wort nicht hörte. Die Einen riefen: „Gott möge ihm helfen!“ die Anderen spotteten und sagten: „Nun, er verdiente solche Strafe, der elende Lügner, der Gotteslästerer!“ Endlich näherten sich Einige seiner Person und ergriffen ihn bei den Armen, mit welchen er ihnen derbe Hiebe austheilte, Andere zogen ihn bei den Beinen heran, nachdem sie einige Tritte erhalten, wie sie der schlimmste Maulesel nicht besser austheilt. Nach und nach wagten es noch Einige, sich seiner zu bemächtigen, und schleppten ihn zur Thür hinaus.

Während dies Alles vorging, blieb mein Herr immer auf den Knien mit zur Höhe gerichteten Augen und Händen und dergestalt in eine heilige Verzückung verunken, daß weder Schreien, noch Lärmen, noch Tosen in der Kirche ihn aus seiner beschaulichen Stellung reißen konnten. Endlich näherten sich ihm einige fromme, brave Leute, weckten ihn auf und baten ihn, dem armen Teufel zu verzeihen und ihm zu helfen, er sey ja gestraft genug.

Gleichsam als erwachte er aus einem tiefen Schlaf, erhob er sich leise, warf einen milden Blick auf die Anwesenden und sagte mit geweihter Stimme: „Gute Leute! Ihr hättet mich nie bitten sollen für einen so schändlichen Menschen, an dem sich Gottes Hand gezeigt hat. Doch will ich gnädiglich und christlich seyn und nicht Böses mit Bösem vergelten. Ihr wißt jetzt, daß meine Ablasszettel echt sind. Ich verzeihe ihm. Betet für ihn!“ Bei diesen Worten verließ er die Kanzel. Das Volk fiel auf die Kniee und sang leise eine Litanei. Dann näherte sich mein Herr dem Aguazil, den man wieder herbeigeholt hatte, mit dem Kreuze und dem Weihwasser, legte seine Hand auf ihn, bat Gott für ihn und verdrehte seine Augen so, daß man nichts davon als das Weiße sah. Endlich ließ er sich seine Zettel holen, legte sie ihm auf den Kopf, und nach und nach kam der Aguazil wieder zu sich. Das Volk zerfloß in frommen Thränen. Der Aguazil warf sich dem Priester zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und gestand, der Teufel hätte aus ihm gesprochen. Sie veröhnten sich im Namen der Religion. Es entstand alsdann eine wahre Wuth im Lande, um seine Zettel zu kaufen. Alle rissen sich darum; Männer, Weiber, Söhne, Töchter, Knechte und Mägde, keiner konnte ohne einen solchen Ablasszettel leben. In Zeit von acht Tagen hatte mein Herr 100,000 Zettel verkauft, ohne einmal zu predigen. Anfangs glaubte ich selbst das Wunder; aber mein Herr und der Aguazil lachten hernach so aufrichtig über ihren Streich, dieser strich so gemüthlich seinen Theil von dem Gelde ein, daß ich gleich verstand, woher der Vogel piff. Der Streich war seines Herrn würdig. Ach, dachte ich, wie werden die ungeschulden braven Leute an der Nase herumgeführt!"

Nun wundere man sich noch, daß Karl V. etwas wandelnd war vor Luther, wenn sein intimster Freund Mendoza so praktisch zu Werke ging. Das Buch jedoch erschien ohne Namen des Verfassers.

Mannigfaltiges.

— Gegenseitiger Respekt der Polen und Russen. Ein alter Kriegsgenosse des berühmten Suworow berichtet im Moskowitzianin: „Die Polen nannten uns: Moskowiter, Ungehobelte und Ungeschliffene (nieoczesaue, nieokrzesaue); niemals wollten sie uns Russen nennen. Zur Vergeltung gab ihnen der Russische Soldat die Ehrennamen: birnlose Leichen, liederliche Polaken, geschorene Köpfe. Oft ereignete sich's, daß reizende Polinnen denjenigen unserer Offiziere, deren feine Bildung ihnen wohl begabte, folgende Fragen stellten: zapewne pan officer jest Polak? (der Herr Offizier ist doch gewiß ein Pole?) — „Nein.“ — koniecznie kurlandczyk? (dann in jedem Fall ein Kurländer?) — „Auch das nicht.“ — tak przynajmniej Malorossyanin? to jedna krew (dann zum wenigsten ein Kleinruffe? das ist ein Blut mit dem unsrigen). — „Nein, ich bin ein Russe (Großruffe).“ Sobald dieses Wort ausgesprochen war, verschwand aller

Berth unserer Offiziere vor den Augen der Schönen, und selbst die kleinen Kinder wichen scheu zurück. Das Wort Moskowiter oder Russe war ihnen gleichbedeutend mit Barbar und Wilder.“

— Lappländische Natursänger. Der Lappe äußert nur, wenn er berauscht ist, seine Freude in Tönen. Dieser Gesang wird geiken genannt, und sofern man mit diesem ziemlich unangenehm klingenden Worte einen Begriff verbinden kann, paßt es nicht übel zur Sache. Wenn der genossene Branntwein zu wirken anfängt, legen sich die Lappen mit untergeschlagenen Füßen im Kreise an die Erde, nickten mit den Köpfen gegen einander und stießen unartikulirte Laute aus, die mehr einem thierischen Geschrei, als einem Gesang ähnlich sind und ohne Veränderung innerhalb einer Quarte oder höchstens einer Quinte sich bewegen. Sie haben so wenig Sinn für Harmonie, daß von sechs bis acht Geikern nicht zwei in einem Tone zu singen suchen: Jeder singt in seiner Tonart, die entweder über oder unter der der Anderen liegt. Diese Laute aufs Papier zu bringen, ist absolut unmöglich; denn es giebt keine Noten für selbige; indessen kommen sie dem Vellen eines heiseren Spürhundes, der anschlägt, am nächsten. (Blom's Norwegen. *)

— Escherkesseelieder. In ähnlicher Weise, wie es bereits mehrere Liedersammlungen giebt, deren Verfasser ihre Sympathien mit den ihren heimathlichen Heerd gegen einen mächtigen Feind verteidigenden Escherkesse ausprechen, hat kürzlich auch einer unserer Mitbürger, Herr Karl Gaillard, „Bilder aus Escherkesse" herausgegeben.**) Es sind im Ganzen neun Gedichte, von denen einige vielleicht zur Composition geeignet seyn möchten. Der „Leberfall" und das „erstürmte Fort" geben treue Bilder von dem Lager- und Schlachten-Leben des unbezwingbaren Gebirgsvolkes. Derselbe Verfasser hat vor kurzem auch gemeinschaftlich mit Herrn Philipp Kaufmann einige Deutsche Dombaulieder erscheinen lassen, deren Ertrag einem der Vereine für den Kölner Dombau überwiesen werden soll.

*) Wie werden über dieses schätzbare Werk nächstens ausführlicher berichten.

**) Berlin, 1843, C. F. Schaller u. Comp.

Bibliographie. *)

England.

The first and second parts of king Edward IV. histories by T. Heywood. Reprinted from the unique black letter first edition of 1600. With an introduction and notes, by Barron Field. 8. London 1842. — Letzte Publication der Shakespeare Society für das J. 1842. — Der Buchhändler C. Knight, in London, Herausgeber einer Pictorial u. einer Library edition des Shakespears (so schreibt Hr. K. den Namen), so wie eines Pictorial Shakespears, kündigt für das J. 1843 eine Cabinet edition, in 40 wöchentlichen Lieferungen à 6 d. oder in 10 monatlichen Bänden à 2 s. 6 d., an. Ueber Collier's Ausgabe vergl. 1842. Nr. 144.

Eusebii Pamphili episcopi Caesariensis Eclogae propheticae. E codice manuscripto bibliothecae caesareae Vindobonensis nunc primum editit T. Gaisford. 8. Oxonii 1842. 10 s. 6 d.

Metra Aeschylis, Sophoclis, Euripidis et Aristophanis descripta a G. Dindorfio. Accedit chronologia scenica. 8. Oxonii 1842. 8 s. 6 d.

The annual Register; or a view of the history and politics of the year 1841 (Vol. 83). 8. London. 16 s.

C. H. Cottrell Recollections of Siberia, in the years 1840 and 1841. 8. mit 1 Karte. London. 12 s. — Derselbe hat so eben auch eine dem Prinzen Albert gewidmete Uebersetzung von Schiller's „Don Carlos" herausgegeben (London. 8. 8 s.).

W. W. Moseley The origin of the first protestant mission to China, and history of the events which induced the attempt, and succeeded in the accomplishment of, a translation of the Holy Scriptures into the Chinese language. 8. London. 5 s.

Niger Expedition: Journals of J. F. Schön and S. Crowther, who accompanied the expedition up the Niger, in 1841, in behalf of the Church Missionary Society. 8. mit 1 Karte. London. 6 s. — Ueber die Niger-Expedition ersehen ferner: W. Simpson A private journal, kept during the Niger expedition, from the commencement in May 1841 until the recall of the expedition in June 1842. 8. London. 5 s.

E. Spenser Poetical Works. New edition, with introductory observations on the Fairie Queene, and explanatory and glossarial notes; to which is prefixed the account of the author's life — by J. Aikin. 5 vol. 8. London. 2 l.

C. Wellbeloved Eboracum, or York under the Romans. gr. 8. mit 17 Kupfert. York. 12 s.

A. Combe The physiology of digestion considered with relation to the principles of dietetics. 4. (verm. u. verb.) edit. 8. Edinburgh. 7 s. 6 d.

Correspondence of John, fourth Duke of Bedford; selected from the originals at Woburn Abbey; with an introduction by Lord John Russell. Vol. 1. 8. mit Portrait. London. 18 s. — Wichtig für die Geschichte der Jahre 1744—1770, durch die hohe politische Stellung des Verfassers. Die dabei befindlichen Anmerkungen sind von Hrn. Martin, dem Bibliothekar zu Woburn Abbey.

J. S. Buckingham The eastern and western states of America. 3 vol. 8. mit 15 Kpft. London. 2 l. 2 s.

Mrs. Ellwood Memoirs of the literary ladies of England, from the commencement of the last century. 2 vol. 8. mit 2 Portr. London. 1 l. 1 s. — Ein anderes spirituelle literarisches Werk ist: J. Holland The psalmists of Great Britain: records, biographical and literary, of upwards of 150 authors who have rendered the whole or parts of the Book of Psalms into English verse. 2 vol. 8. London. 1 l. 1 s.

The nursery Rhymes of England, obtained principally from oral tradition. Collected and edited by J. O. Halliwell. 2. (verm. u. verb.) edit. 8. London. 6 s.

G. R. Porter The nature and properties of the sugar cane: with practical directions of its culture, and the manufacture of its products. 2. edit. 8. London. 12 s. — Ein Anhang handelt von der Rübenzucker-Fabrikation.

T. Thomson (Prof. der Chemie in Glasgow) Chemistry of animal bodies. 8. Edinburgh. 16 s.

W. H. Walshe (Prof. der patholog. Anatomie in London) The physical diagnosis of diseases of the lungs. 8. London. 6 s. 6 d.

Life and correspondence of the late Sir A. P. Cooper (des berühmten Chirurgen), from documents bequeathed by him for the purpose. By B. B. Cooper. 2 vol. 8. mit Portrait. London. 1 l. 1 s.

E. Thornton The history of the British empire in India. Vol. 3. 8. London. 16 s.

Aristophanis Aves, ad codicum fidem recensuit, et commentario brevi critico et exegetico instruxit F. B. Blaydes. 8. Oxonii. 5 s.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Neher u. Co., hier (ist?) zu beziehen.